

Ein Jahrhundertleben
zwischen Boheme und
Kommunismus Insel



*Meine
Mutter,
die
Gräfin*

Yvonne Hirdman



Yvonne Hirdman

MEINE MUTTER,
DIE GRÄFIN

*Ein Jahrhundertleben zwischen Boheme
und Kommunismus*

Aus dem Schwedischen
von Nina Hoyer

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Den röda grevinnan. En europeisk historia*
Ordfront, Stockholm 2010

Copyright © Yvonne Hirdman 2010
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelebrunn
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
Erste Auflage 2011
ISBN 978-3-458-17519-3

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhaltsverzeichnis

Prolog 13

KAPITEL I

Die Gouvernante und der Buchhandelsgeselle 21

Bukarest – Dorpat – Oxford 1900-1911

Emilie 24

Bukarest 29

Dorpat 35

Zwischenakt – Lenis Geschichte 40

Fritz 47

Die Begegnung 53

Die Russische Revolution 1905 56

Mesalliance? 62

Kleinbürger 64

Kind der Liebe 70

Oxford 74

Ernüchterung 75

KAPITEL 2

Emilie und der Krieg 82

Bukowina 1912-1920

Bukowina 86

Czernowitz 87

Radautz 92

Lottie 96

1914 98

Papa zu Felde – Mama steht ihren Mann 105

Die Likörkatastrophe 116

1917 120

Das Deutsche 122

- 1918 125
Die Rumänen 128
Nachkriegszeit – die 20er Jahre 131
»Diese Sache« 133
P. S. 141

KAPITEL 3

- Deutschland – bleiche Hure 143
Berlin – Weimar – Jena 1920–1927
Die »sogenannte Revolution« in Deutschland 145
Der Kapp-Putsch 147
Der Friede von Versailles 150
Noch mehr Geschichte 152
Geschehnisse in Hamborn 155
Die Hyperinflation 161
Deutschland – bleiche Hure 164
Lottie in Weimar 168
Die »neue Frau« 179
Grete in Heidelberg 182
Jena 1926–1927 185
Liebe? 189
1926–1928 193
Die Verlobung 194
Eine »neue Frau«? 199

KAPITEL 4

- Die Gräfin 206
Berlin 1928–1931
Die Stadt der Städte 210
Die Gräfin 213
»Diese Sache« 216
Berliner Leben – die Erste 218
Dolly 220
Erna 222

Berliner Leben – die Zweite 228
Blutmai 233
Die Leibesfrucht spricht 238
Paragraf 218 241
Deutschland von unten 244
Rote Hilfe 251
Der Fall Scheringer 252
Gollnow 256
P. S. 259

KAPITEL 5

»Unruhe und Suche« 263

Berlin 1930-1932

Die letzten Tage der Weimarer Republik 270
Deutschland im Herbst 274
Rumänien im Herbst 278
»Diese Sache« 282
Nervenzusammenbruch 292
Erholung-Utersum 298
Scheidung 304
Der Kreis 310
Reginenstraße 14, Leipzig 312

KAPITEL 6

»Bunte Zeiten, ma chérie« 322

Berlin – Zürich – Prag 1932-1934

Familie Kurella 324
Die Begegnung 328
Müller und die Kaderakten 330
Heinrich Kurellas Autobiografie (bis 1933)
aus den Kaderakten vom 8. Juli 1936 334
Kommunist-Idealist 338
Countdown 342
Der Traum vom Heim 344

Stempelberg am Pleitenplatz 347
Der Reichstagsbrand 351
15. März 1933 354
Flucht – Emigration – Zürich 356
Rudi und die RUNA 360
Heinz und Grete 364
Das Notizbuch 368
Prag – Warten auf Utopia 371

KAPITEL 7

Genossin Stenbock 376

Moskau 1934-1937

Herbst 1934 380

Der Mord an Kirow 387

1935 390

Alltagsleben 397

1936 401

Der Sommer vor dem Sturm 404

Die Frage Kurella. Erster Akt 411

Die Frage Kurella. Zweiter Akt 418

Golgatha 424

Die Bourguika 431

Letzter Akt 435

KAPITEL 8

Ein Puzzle zusammensetzen 438

Kopenhagen – Paris – Pontigny 1937-1939

Die Quellen 444

Spurensuche 451

Die Geheimakte 453

Die Wahrheit? 463

So ganz anders, als wir dachten 466

Frankreich im Herbst 470

Der Albtraum 476

Der Reiter über den Bodensee 478
Urlaub vom Leben 487
Der Junge 492
Emilies Tod 496

KAPITEL 9

Frau Hirdman 499
Stavanger/Orre – Stockholm 1939-1966
Orre – Herbst 1939 501
Der Nichtangriffspakt 505
Frau Hirdman 508
Das schwedische Bereitschaftsheim 510
Frieden 522
Die Reiseleiterin 528
Die letzte Reise 536

Epilog 538
Personenverzeichnis 550
Literaturverzeichnis 571

Meine Mutter, die Gräfin

*Du beginnst zu begreifen. Ein Turbinengebrause
Aber macht plötzlich, daß in dir Zweifel frißt,
Ob die Mutter die Mutter ist, zuhaus das Zuhause
Und du selbst, wie du hier bist, du selber bist.*

Boris Pasternak, *Ich konnte sie vergessen*

Prolog

Hier stehe ich, wie ein kleines, erschrockenes Kind, und halte fassungslos ihre riesigen, hässlichen rosa Schlüpfer in meinen Händen. Hat sie wirklich solche Schlüpfer getragen?! Meine attraktive, schlanke, geschmackvoll gekleidete Mutter mit dem Hauch von Chanel No. 5, den perfekt manikürten Händen und den zauberhaftesten Knien, die ich je bei einer Frau gesehen habe – und dann diese entsetzlichen Schlüpfer? Na gut, immerhin ohne Beingummibund, aber stattliche Dinger allemal. Vielleicht litt sie ja unter Blasenentzündung, die bekommen Frauen schließlich leicht in den Wechseljahren – aber, was weiß ich?

Nichts.

Ich stehe mit ihrer Unterhose da und ein Gedanke lässt mich nicht los: Mama ist tot, unwiederbringlich für mich verloren – und sie, sie sind noch da.

Und längst nicht nur ihre Schlüpfer. Ihr Sekretär aus Walnussholz enthält alles Mögliche: Häkelnadeln und Nagelfeilen, Sicherheitsnadeln und Büroklammern, Stifte und Abzeichen von diversen Gewerkschaftsverbänden, die ans Kostümrevers geheftet wurden – unzählige, nach all den Konferenzen und Reisen, auf denen sie gedolmetscht hat. Und dann sind da noch ihre Taschenkalender mit kurzen, fast stenografischen Einträgen. Für was bloß? »Einar«?

Ich packe alles in eine Tüte – was soll ich auch sonst damit machen? Und die Unterhosen, habe ich sie eigentlich weggeschmissen? Diese Unterhosen muss ich doch weggeschmissen haben?! Habe ich so vielleicht ihr Tagebuch gefunden? Im Papierkorb?

Konnte Papa es einfach weggeworfen haben? Mamas Tagebuch? Ich stopfe es in die Tüte. Hatte er es tatsächlich weg-

geworfen? Es handelte sich hier schließlich nicht nur um einen kleinen Taschenkalender, sondern um ein richtiges Tagebuch. Aber das geht doch nicht! Man kann doch nicht einfach Mamas Tagebuch in den Papierkorb schmeißen!

Ich weiß nicht mehr, wo mein Vater war, als ich – war ich wirklich ganz allein da? – das Zimmer meiner Mutter in der Stocksunder Wohnung ausmistete. Er hatte bestimmt gesagt, dass ich ja nachsehen könne, ob ich etwas davon haben wolle, bevor er es wegtut. Und trotzdem schmeißt er einfach ihr Tagebuch in den Müll! Er hätte sich doch denken können, dass ich es da finden würde.

Es muss an einem kalten Wintertag gewesen sein. Sie starb im Februar 1966; ich habe immer Schwierigkeiten, mich an das genaue Datum zu erinnern. Die Kinder muss ich bei A. gelassen haben. Meine Tochter Anja, die in Kürze zwei werden sollte – oder war sie da schon zwei? – und keine Oma mehr haben würde. So wie Tomas mit seinen vier Monaten. Ich muss die Kleinbahn genommen haben und dann die steile Anhöhe zu dem zweistöckigen Haus hinaufgegangen sein, in dem sie ihre letzte Wohnung hatten: Eine hübsche Dreizimmerwohnung – mit Balkon und sogar mit Kamin –, auch wenn sie für die feine Stocksunder Villengegend schon einen fast proletarischen Anstrich besaß.

Ich kann mich allerdings noch daran erinnern, dass ich, schon halb im Aufbruch, im Flur noch das Tagebuch aufschlug. Ich gehöre zu denen, die sich erst in letzter Sekunde entscheiden – auf der Türschwelle, auf dem Weg aus dem Haus. Als müsste ich mich dann nicht mit den Dingen auseinandersetzen. Dort neben dem großen Büfetschrank also, links von der Küche, muss ich es aufgeschlagen haben und bin beim Überfliegen vermutlich auf diese Zeilen gestoßen: »*Heute Nacht hab' ich ein hässliches kleines Mädchen geboren*«.

Mich.

Da schlug ich das Tagebuch wieder zu. Verstaute es mitsamt den Fotos, Briefen und dem Wenigen, das es sonst noch gab, in ein paar grünen Kisten tief im Kleiderschrank, oder vielleicht auch im Keller, sodass sie fast in Vergessenheit gerieten, wengleich ich sie in den nächsten vierzig Jahren bei jedem Umzug wieder mitschleppte.

Aber meine Mutter habe ich nicht vergessen. Eine Mutter kann man nicht vergessen. Sie hat mich nicht losgelassen, ist mir im Traum erschienen und hat zum Teil groteske Formen angenommen – wurde zu einem Brotlaib, einem Duft. Spendete Trost. Eine vage Erinnerung.

Und eines Tages fasse ich einen Entschluss: Jetzt ist es an der Zeit, jetzt schreibe ich etwas über meine Mutter. Mein Vater ist tot und kann dadurch nicht mehr verletzt werden. Nun haben wir alle, meine Geschwister Eili, Sven und ich, ein gewisses Alter erreicht, denke ich – sind alt, weißhaarig, mit dem Leben im Reinen und mit der Kindheit versöhnt – denn so ist es doch? Jetzt mach ich es einfach.

Aber ich weiß doch gar nichts? Ich kenne ja nur ein paar Einzelheiten aus ihrem Leben: Wo sie geboren wurde, dass sie mal hier, mal dort gelebt hat – hier ein Graf, da ein Kommunist, hier Moskau, und dann, ja, dann kam sie in allerletzter Sekunde nach Schweden. Erinnerungsfetzen ziehen an mir vorüber, Erinnerungen an alte Kinderreime: *Ins Bett, ins Bett, wer Liebchen hätt', wer keines hätt' geht auch ins Bett*. Erinnerungen an die Gerichte, die sie kochte – Rindswurst mit Knoblauch und Tomatenpüree. Wie sie die Zigarette zwischen ihre vorstehenden Schneidezähne geklemmt hatte – sie beugt sich über den Herd, der Kippenberg wächst immer mehr an. Und da, ihre heisere Stimme, die vom Küchentisch herüberklingt, an dem sie und Papa sitzen, bevor sie ins Bett gehen; sie trinkt Schwarzen Johannisbeerschnaps. Erinnerungen sind zerbrechliche Fragmente, die zu Staub zerfallen und sich auflösen, wenn man sie zu sehr festhalten will.

Aber so viel immerhin weiß ich, geht mir dann durch den Kopf – ich weiß, dass ihr Schicksal eng mit der Geschichte Europas verwoben ist: Geboren 1906 in Tartu (früher Dorpat), das damals noch russisch war, erlebte sie als Kind den Ersten, den »großen« Weltkrieg in der Bukowina – damals noch Teil des ausladenden Reiches Österreich-Ungarn. Tanzte mit ihrem Grafen Alexander Stenbock-Fermor durch das Berlin der Weimarer Republik, floh vor Hitler, lebte mit einem Kommunisten in Moskau, lernte in Frankreich unseren Vater kennen und kam gerade noch rechtzeitig – oder fast schon zu spät, kurz nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs – nach Schweden.

Ich könnte ja eine europäische Geschichte schreiben, denke ich so bei mir. Eine europäische Geschichte, in der meine Mutter irgendwie am Rande mitspielt, eine fesselnde und schöne Rolle einnimmt und faszinierend und aufregend erscheint, aber eben nicht im Vordergrund steht, sondern in die Geschichte eingebettet ist. Es bleibt mir schließlich keine andere Wahl, es existieren ja nicht mehr so viele Briefe und Tagebücher, als dass ich es anders aufziehen könnte. Und mir eine Mutter erdichten – niemals!

Also fing ich an. Doch der Inhalt der grünen Kisten erwies sich als umfangreicher als gedacht. Ich war ja so etwas wie das Archiv unserer Familie geworden – bei mir sammelte sich alles, als meine Geschwister in die Welt hinauszogen und ich die Einzige war, die in Schweden blieb; die Haus-tochter, sozusagen. Und so behielt ich die ganzen Unterlagen, die mein Vater nicht weggeschmissen hatte, und seinen spärlichen Nachlass. Und ich verwahrte das, was Leni – meine Tante mütterlicherseits – hinterlassen hatte. Urplötzlich stand ich mit einer Fülle von Material da: Ich fand das Kleintädchentagebuch, das meiner Großmutter, Emilie Redard, gehört hatte – ohne Einband zwar, aber die Tinte hob sich

noch immer schwarz gegen das cremeweiße Papier ab. Fand die Memoiren – oder vielmehr den Entwurf – von meinem Großvater Fritz Schledt. Fand dies, fand das. Stieß auf Unmengen von Briefen, Dokumenten, Gedichten, Zetteln. Ja, sogar Fotos!

Und ich habe recherchiert; habe im Internet, dieser segenreichen Erfindung, recherchiert, wodurch ich mir endlich einen Eindruck davon verschaffen konnte, wie es an den unzähligen Orten ausgesehen hat, an denen diese Familie und die Frau, die später meine Mutter werden sollte, einst ihr Leben gelebt haben: Bukarest 1900, Dorpat 1906, die Bukowina, Berlin und so weiter.

Im Netz und in alten, ehrenwerten Büchern habe ich so jede Menge Augenzeugenberichte aufgestöbert, die ihr Lebensumfeld beschrieben; manche davon sogar meine Mutter selbst. So fielen mir unter anderen Alexander Stenbock-Fermors und Margarete Buber-Neumanns Bücher und Memoiren in die Hände, in denen sich plötzlich ein kleines Aufblitzen, ein Rest, ein vager Umriss von ihr und ihrem Freundeskreis erhaschen ließ. All dieses Material, all diese Bücher habe ich im Anhang des Buches kapitelweise zusammengestellt.

Durch meine Suche im Internet habe ich Menschen kennengelernt, die mir eine unschätzbare Hilfe waren. Das gilt vor allem für den Wissenschaftler Reinhard Müller, zu dem ich über einen Artikel, in dem es um Exilkommunisten im Moskau der Dreißigerjahre ging, einen Kontakt herstellen konnte. Sein großer Wissensschatz, an dem er mich ohne Weiteres teilhaben ließ, hat es mir letztlich ermöglicht, den Lebensabschnitt zu schildern, der – wie ich glaube – für meine Mutter insgesamt am bedeutendsten war.

Natürlich ist ein Stück Geschichte dabei herausgekommen – Geschichte, in der meine Mutter vorkommt. Aber zugleich

hat meine Mutter auch zunehmend an Konturen gewonnen und ist mehr geworden als eine bloße Gestalt, die man im Hintergrund ahnen kann. Mich überläuft ein Schauer, als mir klar wird, dass ich mir meine Mutter nicht erdichtet habe, sondern ihr Leben nachgezeichnet habe und sie so habe lebendig werden lassen. *Was sie wohl davon gehalten hätte?*

Ein jäher Zorn flackert in mir auf; ein diffuser Zorn, von dem ich nicht weiß, wogegen er sich richtet. Gegen sie? Die einfach gestorben ist, bevor sie mir alles selbst erzählen konnte?! Sie sollte mir dankbar sein, fährt es mir trotzig durch den Kopf, habe ich doch mit unendlich viel Liebe und Mühe so viel wie nur irgend möglich herauszufinden versucht und anderen Menschen respektvoll und zartfühlend ihr Schicksal (und das von Leni, Emilie, Fritz, Otto, Alexander und Heinrich) geschildert. Das ist mehr, als den meisten in diesem kurzen Menschenleben zuteil wird, wenn ich an die Fülle anonymen Schicksale denke, von denen noch nicht einmal mehr ein Staubkorn existiert – die einfach vom grauenvollen schwarzen Loch der Ewigkeit verschluckt worden sind.

In ihrem Pariser Tagebuch findet sich eine Notiz – es ist Herbst, als sie sie aufschreibt, Herbst 1938, als ihr Leben sich gerade gefährlich nahe am Rande des Abgrunds bewegte. Sie erwähnt darin eine Freundin, die offenbar von ihrer, Charlottes, Lebensgeschichte fasziniert ist. Ich stell' mir vor, wie sie da so nebeneinander in einem kleinen Bistro sitzen, Wein schlürfend und – zweifelsohne – eine Zigarette nach der anderen rauchend, als ihre Freundin verkündet, dass sie ein Buch über sie schreiben will. Der einzige knappe Kommentar meiner Mutter: *Glaube kaum, dass sie es fertig bringt.*

Aber ich – *ich* habe es gemacht.

Mama!

Und zum Schluss noch ein paar Worte an meine Geschwister
Sven und Eili. Dies ist für Euch. Nehmt es an.

Stockholm, im Oktober 2009

Yvonne Hirdman